

Kulturelle Koexistenz als Aufgabe

Autor(en): **Gsteiger, Manfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **49 (1969-1970)**

Heft 10

PDF erstellt am: **06.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-162371>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

étaient pour la plupart des Suisses et des Souabes; et c'est par leur truchement que les idées luthériennes puis zwingliennes ont préparé la Réforme de 1536. On a alors effacé des siècles d'histoire, en raison de l'excitation d'un moment. De l'autre côté, prenons à titre d'exemple ce Bubenbergbund qui, à Berne, voulait empêcher il y a un quart de siècle la reconnaissance de l'école de langue française. N'est-il pas légitime que les fonctionnaires romands dont la Confédération ne saurait se passer puissent faire donner à leurs enfants une éducation dans leur propre langue? Cela d'autant plus que la maîtrise du français, même pour un francophone, est chose longue, laborieuse et difficile à acquérir. Et le français, pour nous, c'est l'équivalent de ce que représentent pour vous et le dialecte et l'allemand: c'est notre seul bien linguistique, c'est notre seul mode d'expression et de pensée. La revendication était donc légitime pour Berne, ville fédérale. Elle ne l'aurait pas été ailleurs: quand les circonstances sont normales, il faut pousser à l'assimilation. Nous devons nous y résigner: il y a toujours eu, il y aura toujours des excès. La mission des Suisses raisonnables, qui savent que dans notre pays le compromis est indispensable, c'est de dénoncer ces excès, de tout faire, en toutes circonstances, pour que la Suisse demeure à l'abri des querelles linguistiques.

De toute manière, vous n'avez aucune crainte à avoir: il n'y a pas de tendance sécessionniste en Suisse romande; le chant des sirènes françaises est parfois plaisant à l'oreille; mais nous sommes attachés au navire helvétique et rien ne saurait nous le faire quitter!

Conférence faite à Zurich, à l'occasion de l'assemblée générale des «Schweizer Monatshefte», le 3 novembre 1969.

Kulturelle Koexistenz als Aufgabe

MANFRED GSTEIGER

Kulturelle Koexistenz als Aufgabe: dieses Thema einer Betrachtung, so formuliert, ist in der heutigen Zeit wohl zunächst geeignet, einiges Misstrauen zu provozieren. Wer wird die beiden Begriffe, und erst recht ihre Verbindung, gegenwärtig schon für bare Münze nehmen! Was angesichts sogenannter Kulturrevolutionen noch, nicht mehr oder wieder als Kultur gelten könne, muss dem aufmerksam Mitlebenden Tag für Tag zur verderblichen

oder heilsamen, auf jeden Fall aber ansteckenden Frage werden. Andererseits kaschiert das Wort Koexistenz, das man aus der politischen Sphäre bezieht, wo es bekanntlich alles und nichts bedeutet, nur schlecht unsere Verlegenheit vor dem schwierigen Tatbestand, dass da sehr verschiedene Geschöpfe, die nichts mit einander zu tun haben oder sich allenfalls gegenseitig auffressen möchten, zu einem einigermaßen manierlichen Zusammenleben gezwungen werden sollen. Ehrlicher wäre also in unserem Titel sowohl die Koexistenz als auch das Adjektiv kulturell in Anführungszeichen zu setzen. Was übrig bleibt, ist dann nur noch die Aufgabe, ein Wort, das sich nun allerdings talis qualis verantworten lässt, weil es genau das besagt, was hier gemeint wird: dass uns etwas gegeben wurde und immer wieder gegeben wird, dass wir also Empfangende, Bereicherte, Beschenkte sind, dass diese Gabe aber zugleich eine Aufgabe ist, das heisst eine Forderung, ein Problem und eine Verpflichtung.

Wenn es um eine solche verbindliche Form kultureller Koexistenz geht, müssten gerade die Verhältnisse in unserem kleinen Land eine Probe aufs Exempel bilden. Tun sie das aber, ja können sie es überhaupt? Ein erstes und ernstes Hindernis erhebt sich schon mit der gewiss nicht ganz unberechtigten, aber im Laufe unserer neueren Geschichte auch gelegentlich strapazierten und für viele Zeitgenossen peinlich gewordenen Vorstellung von einer schweizerischen Kultur. Was ein solcher helvetischer Gebrauchsartikel im schlimmsten Fall wäre, hat Ludwig Hohl vor Jahrzehnten, in den Anfängen der sogenannten «Geistigen Landesverteidigung», auf gar nicht liebenswürdige Weise umschrieben. Im 2. Band der «Notizen» wird dem Schweizer geboten: «Du sollst den Herrn, deinen Nationaldichter, über alles lieben und in dem Masse, dass du seine Gedichte gut findest. Du sollst kein anderes Bild neben ihm und keine Gedichte neben den seinigen haben.» Und: «Lass dich nicht gelüsten nach deines Nachbars Geist.»

Hohl ironisiert mit diesen Bemerkungen unter anderem eine gewisse Mediokrität, die im Gefolge jener – politisch durchaus verständlichen – geistigen Landesverteidigung unbestreitbar einigen Auftrieb erhalten hat. Aber die Spitze seines Angriffs richtet sich nicht so sehr auf die hypothetische Stelle, wo das literarische Talent des Nationaldichters, der eben nichts anderes ist als nur dies, vorhanden sein sollte und nicht vorhanden ist, sondern gegen die Borniertheit und das Selbstgenügen, mit dem ein «guter Schweizer» auf des Nachbars Geist verzichten kann, ja wie Hohl meint verzichten muss. Man wird sich, bevor man Ironiker der Bosheit und Übertreibung bezichtigt, zum Beispiel daran zu erinnern haben, dass der Schweizerische Schriftstellerverein während des Krieges erklärte, «aus kulturpolitischen Gründen» rechtfertige es sich, «den Emigranten die Arbeitsbewilligung auf dem Gebiet der Presse und der Literatur zu verweigern». Aus kulturpolitischen Gründen, nicht bloss des Brotkorbs wegen!

Man sollte andererseits nicht vergessen – wiederum nur ein Beispiel, wenn auch kein beliebiges –, dass ungefähr zur selben Zeit Max Rychner im Vorwort zu seinem ersten Essayband «Zur europäischen Literatur zwischen zwei Weltkriegen» schrieb: «Die Schweiz hat Rilke, George, Joyce die letzte Ruhestätte geboten: möge sie ihnen und allen Geistern von Rang auch eine Stätte des Fortlebens sein!» Rychner war ein kritischer Schriftsteller, den Zeit seines Lebens nach des Nachbars Geist gelüstete, weil er sein Schweizertum als Teilhabe an Europa und der Welt verstand und in seinem Werk und Wirken ohne ideologische Trompetenstösse das realisierte, was Fritz Ernst die «*Helvetia mediatrix*» genannt und in dem Satz annähernd umschrieben hat, die Schweiz sei durch ihre Struktur dazu befähigt und genötigt, das Problem des Verstehens zwischen den Nationen stets von neuem zu lösen.

Zusammenfassend wollen wir vorderhand festhalten: Literatur und Kunst, die sich zur Rechtfertigung ihrer Unzulänglichkeiten als schweizerisch bezeichnen, und «Kulturpolitik», die sich in der Abwehr des Fremden als national gebärdet, können in keinem Fall unsere Sache sein. Nicht nur deshalb, weil in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts Internationalismus in den verschiedensten Formen längst zur Selbstverständlichkeit und in mancher Hinsicht zur Lebensnotwendigkeit geworden sind, sondern auch, weil die Beschränkung auf ein Nationales – was immer man unter diesem Wort auch verstehen möge – dem eigentlichen Wesen des Schweizerischen zuwiderläuft. Die immer wieder zitierte Alternative zwischen Heimat und Fremde, Nation und Welt, dürfte es gerade bei uns in geistigen Dingen eigentlich nicht geben. Ich weiss, dass es sie trotzdem gibt, dass sie in mehreren Fällen sogar schmerzhaft und lähmend sein kann, auch heute. Aber ich glaube zu sehen, dass sie bei einigen unserer grössten Männer, von Jean-Jacques Rousseau bis zu Jacob Burckhardt, gegenstandslos geworden ist. Und es scheint mir auch, dass die Generation der gegenwärtig schreibenden jüngeren Autoren zum mindesten diesem Problem mit einer inneren Freiheit gegenübersteht, über die wir uns freuen sollten, ohne gleich von Gefährdung und Schwächung der patriotischen Gesinnung zu munkeln. Denn Patriotismus ist an sich ja nichts Positives, er kann sogar sehr gefährlich werden, und es kommt allein darauf an, was aus ihm entsteht. Auch für ihn gilt, dass man den Baum erst an seinen Früchten erkennt.

Heisst das also, dass die Frage nach den Möglichkeiten und Wirklichkeiten kultureller Koexistenz gar kein schweizerisches Problem mehr ist, sondern ein generelles? Heisst es weiter, dass wir uns nur dem allgemeinen, dem internationalen Zug der Zeit, jener grossen Kommunikation, die schon Goethe herannahen sah und die seither zumindest in der westlichen Welt so sichtbare Formen angenommen hat, zu überlassen brauchen? Kein Zweifel, wir leben in einer Entwicklung, die irreversibel ist, das Netz der Verbindungen wird fast von Tag zu Tag enger, es wird freilich auch immer ver-

letzlicher, aber das ist eine Sache für sich, und wir sind geneigt anzunehmen, dass die stets intensivere Information, wie sie im Bereich der intellektuellen und künstlerischen Arbeit durch Taschenbuch, Fernsehen, Radio heute besteht und in Zukunft durch das Computerwesen und andere Mittel noch gewaltiger erweitert werden wird, Koexistenz als Lebensform auch in kulturellen Angelegenheiten bedinge und sozusagen aus sich selber hervorbringe. Ein japanischer Roman, ein amerikanisches Theaterstück tritt, wenn es einen bestimmten Grad von Notorietät erreicht hat, wie selbstverständlich in mein Bewusstsein, vom Rezensenten und vom Übersetzer bis zum Briefträger, der mir das Buch ins Haus bringt, sind Unzählige da, um die Verbindung möglich zu machen – und es gibt einen Augenblick, da ich mit diesem Stück fremder Kultur tatsächlich zusammenzuleben, zu koexistieren scheine. Aber obwohl mir das alles ganz real und undiskutabel vorkommt, scheint es eben doch häufig nur so. Die Begegnung mit der fremden Kultur findet zwar statt, aber es ist eine flüchtige, oberflächliche, sozusagen eine rein technische Begegnung, wie eine Geschäftsbesprechung, die eingeklemmt ist zwischen anderen Terminen. Ich nehme zur Kenntnis, aber diese neue Kenntnis bewegt, verändert mich nicht, sie berührt mich im Tiefsten überhaupt nicht, mein Leben wird von ihr nicht betroffen. Nicht immer ist es so, aber bei unserer heutigen Überinformiertheit auch in kulturellen Dingen ist die Gefahr des blossen Registrierens gross, und sie wird immer grösser. Wir wissen zwar, wer, was, wie und wo schreibt, spricht, malt, inszeniert usw., aber wir nehmen daran nicht wirklich teil, wir bleiben Aussenstehende, Fremde. Und das ist in der Tat Koexistenz, Koexistenz in jenem unverbindlichen, unverpflichtenden Sinn, den das Wort im politischen Leben hat. Kulturelle Koexistenz bedeutet dann Nebeneinanderherleben bei totaler allseitiger Unterrichtung und bei ebenso totaler gegenseitiger Gleichgültigkeit.

Wenn wir nun von dieser universalen Perspektive den Blick zurück zu den eigenen, vermeintlich so engen Verhältnissen in unserem Land wenden, so kann uns vielleicht bewusst werden, welche ungewöhnliche Chance nicht bloss «kultureller Koexistenz», sondern des Mitlebens und Miterlebens, in der pluralistischen Struktur dieses kleinen Landes beschlossen ist. Warum eine ungewöhnliche Chance? Weil sie sich nicht in einem interessanten Allerweltskulturgeschäft erschöpft, sondern das Zusammentreffen mit dem anderen gleichsam von innen statt von aussen her möglich macht. Über die Verschiedenheiten im Rahmen der Schweiz ist schon sehr viel gesprochen worden. In neuerer Zeit hat man, vor allem aus Kreisen, die im Wirtschaftsleben stehen, vermehrt darauf hingewiesen, dass die Verflechtung über alles Trennende hinweg doch schon sehr weit fortgeschritten sei. Das trifft ohne Zweifel zu, aber mit einer, der entscheidenden, Verschiedenheit wird auch das moderne Leben nicht einfach so nebenher fertig. Ich meine den Tatbestand, der im Artikel 116 der Bundesverfassung formuliert ist: «Das Deutsche,

Französische, Italienische und Rätoromanische sind die Nationalsprachen der Schweiz. Als Amtssprachen des Bundes werden das Deutsche, Französische und Italienische erklärt.» Das wird auch bei einer Totalrevision unserer Verfassung, die der modernen Entwicklung in vielen Hinsichten Rechnung tragen muss, nicht annulliert werden können. Aus diesem Grund scheint mir das Experiment Schweiz, soweit es sich auf das kulturelle Leben bezieht, in seinen literarischen Äusserungen am faszinierendsten. Die Literatur arbeitet mit der Sprache und durch die Sprache, hier wird unsere Verschiedenheit immer wieder sichtbar und hörbar. Die Schweiz ist, wir wissen es, nicht aus kulturellen Impulsen entstanden, sondern aus politischen und wirtschaftlichen. Immerhin kann heutzutage, mit einigem Recht, von einer schweizerischen Malerei, einer schweizerischen Musik, einem schweizerischen Film gesprochen werden. Von einer schweizerischen Literatur dürfen wir höchstens dann sprechen, wenn wir den Singular gar nicht als solchen, sondern als Plural verstehen. Solcher Pluralismus im Kleinen ist eine unserer Möglichkeiten, das zu verwirklichen, was auf der ganzen Welt eine elementare Voraussetzung des Zusammenlebens darstellt: im Verhältnis zwischen Minorität und Majorität, zwischen Vielheit und Einheit, und das heisst in einem grösseren Zusammenhang auch zwischen Ordnung und Phantasie die richtigen Proportionen zu finden.

Diese Proportionen ergeben sich nicht von selber, sie müssen stets von neuem überprüft, revidiert, korrigiert werden. Die Aufgabe, die sich stellt, ist eine dauernde. Welche Schwierigkeiten sich bei mangelnder Beweglichkeit, veränderten Voraussetzungen Rechnung zu tragen, ergeben können, zeigt ja das sogenannte Juraproblem, das wesentlich ein kulturelles und sprachliches Problem ist, zur Genüge. Die Proportionen, von denen die Rede war, sind in den beiden Richtungen der Vielheit und der Einheit, politisch gesprochen des Partikularismus und des Zentralismus, so zu bestimmen, dass sich weder der eine in seiner Existenz bedroht fühlen muss, noch dass der andere in seinen notwendigen Funktionen gestört wird. Auf das kulturelle Leben bezogen, hat das seine eigentümlichen Konsequenzen. Zunächst die, dass für die Verschiedenheiten, für das Besondere der einzelnen Teile, bewusst Sorge zu tragen ist. Zusammenschlüsse, zentralistische Lösungen sind heute in immer mehr Lebensgebieten notwendig; weder Landesplanung noch Gewässerschutz noch auch, auf grösster Ebene, die Probleme der Welternährung, können heute noch im Geiste des Partikularismus gelöst werden. Was wir Kultur nennen, wird in Zukunft noch mehr als heute das eigentliche Reservat des Individualismus und Partikularismus sein. Die Vielfalt der menschlichen Sprachen wird gerade in der Literatur diesen Zustand festhalten, auf jeden Fall so lange, als die Entwicklung der Sprachen, die aufs ganze gesehen ebenfalls konvergiert, nicht zu einer einzigen Weltsprache führt – und es wird voraussichtlich noch sehr lange nicht soweit

sein. In der Zwischenzeit, ja vielleicht auch darüber hinaus, wird man vom grundsätzlich pluralistischen, differenzierten Wesen der Kultur auszugehen haben. Das bedeutet, zum Beispiel, dass die Mehrsprachigkeit, wie sie in der Schweiz zur Tagesordnung gehört, nicht nur Schwierigkeiten praktischer Art, sondern auch fruchtbare Konflikte schafft, dass sie ein positives Spannungsfeld darstellen kann. Dazu ist jedoch an beiden Polen ein waches Sprachbewusstsein nötig – charakterloser Bilinguismus kann da nur schädlich sein. Dass die sprachlichen Minoritäten in dieser Sache besonders harten Stand haben, liegt auf der Hand; man sollte von hier aus aber auch einen gewissen Purismus und eine sprachliche Empfindlichkeit mancher Westschweizer verstehen und darin das Gute sehen. Und was die eingestandenermassen sehr prekäre Lage der italienisch sprechenden Schweizer betrifft, so könnte man vielleicht gerade vor diesem Hintergrund im massiven Zustrom des italienischen Elements in neuester Zeit etwas anderes als nur eine nationale Katastrophe erblicken. Kurz, es geht um die Einsicht, dass unsere kulturelle Verschiedenheit ein Glück ist und dass wir sie bewusst pflegen und einer gleichmacherischen Tendenz des modernen Lebens zum Trotz bewahren sollten.

Mit diesen paar Überlegungen haben wir aber nur die eine Seite der Medaille angedeutet. Die andere zeigt nun doch das Bild der kulturellen Kooperation, ohne die wir wieder bei der banalsten und unverbindlichen Koexistenz ankommen. Auch wenn wir uns auf ein Minimalprogramm beschränken, ist diese Zusammenarbeit heute noch weit davon entfernt, das zu sein, was sie sein könnte. Wenn aus der Begegnung verschiedener Kulturen und Sprachen etwas entstehen soll, müssen sich die Individuen, die deren Träger sind, überhaupt erst kennenlernen. Wie schlecht wir uns in der Schweiz über die Sprachgrenzen hinweg kennen – nicht was Politik und Wirtschaft betrifft, aber in den Äusserungen des Geistes und der Sprache – ist manchmal kaum glaublich. Es scheint fast eine Regel zu sein, dass man über die literarischen Ereignisse im Ausland Bescheid weiss, während man das, was in den andern Sprachgebieten des eigenen Landes geschrieben und gedruckt wird, nicht zur Kenntnis zu nehmen braucht. Daran ist natürlich der intellektuelle Weltverkehr mitschuldig, aber damit haben wir uns abzufinden, und es wäre lächerlich, im Stil jener fremdenfeindlichen Erklärung des Schriftstellervereins aus den Kriegsjahren zu reagieren. Auf eines sollten wir jedoch nicht verzichten: auf ein wenig Aufmerksamkeit und Neugier für das geistige Leben unserer anderssprachigen Landsleute. In diesem Zusammenhang hat ein Unternehmen wie die von Alice Vollenweider neulich herausgegebene Anthologie «Neue Erzähler aus dem Tessin» eine exemplarische Bedeutung. Solche Ansätze müssten weitergeführt und systematisiert werden. Die Forderungen, die Fritz Ernst vor fünfzehn Jahren in seiner Rede «Gibt es eine schweizerische Nationalliteratur?» aufstellte – Redak-

tion einer *Biographia Helvetica*, einer Sammlung der *Scriptores helvetici* und der Entwurf einer *Summa helvetica* –, verdienten es, im Lichte neuerer Erfahrungen aufgenommen und aktualisiert zu werden. Zu postulieren ist nicht eine uniforme nationale Kulturpolitik, wohl aber die Schaffung der notwendigen Brücken, Verbindungsstellen und Treffpunkte, um ein besseres gegenseitiges Kennenlernen möglich zu machen. Man darf allerdings nicht annehmen, dass solche Institutionen in näherer Zukunft durch den Bund realisiert werden. Bessere Möglichkeiten hätten in dieser Sache die Kantone, bei denen bekanntlich die «Kulturhoheit» liegt, natürlich die Universitäten, auch regionale Kulturvereinigungen, schliesslich die Gemeinden. Ich denke dabei vor allem an Regionen, die aus geographischen und geschichtlichen Gründen zu solchen Mittlerdiensten eigentlich prädestiniert wären. Aber, um ein Beispiel zu nennen: «Die Stadt Bern, die zweisprachig gewesen ist, hat in der nachrevolutionären Zeit ihre historische Rolle, als Mittler und Klammer zwischen der alemannischen und der französischen Eidgenossenschaft aufzutreten, kaum mehr ausgeübt.» Dieser Satz ist nicht von mir, sondern von J. R. von Salis und steht in seinem Buch «Schwierige Schweiz». So bleibt wohl, bis auf weiteres, in dieser Sache nur die individuelle Initiative. Anders gesagt: dem einzelnen ist es überlassen, blosser kultureller Koexistenz zu fruchtbarer Spannung, zu schöpferischer Begegnung werden zu lassen – ich verstehe schöpferisch im weitesten Sinn des Wortes und nicht nur als Synonym von künstlerisch. Und dem einzelnen ist es auch überlassen, dort fördernd einzugreifen, wo ihm Ansätze sich anzubahnen scheinen, die vielleicht einmal der Gemeinschaft und ihrem Zusammenleben zugute kommen.

Die Spannung zwischen dem Romanischen und dem Germanischen ist eine Konstante unserer Geistesgeschichte. Sie nimmt bei weitem nicht immer die Form spezifisch schweizerischer Erfahrungen an; oft findet sie im grösseren Feld, das durch Deutschland und Frankreich oder durch Deutschland und Italien bestimmt wird, ihren Ausdruck, denken wir an Benjamin Constant, an Henri-Frédéric Amiel oder an Conrad Ferdinand Meyer. Aber wir gehen kaum fehl, wenn wir die Mehrsprachigkeit und die kulturelle Vielstimmigkeit der Schweiz als bewusste oder unbewusste Voraussetzung solcher Erfahrungen annehmen. In der Gegenwart sind gerade aus der welschen Schweiz Stimmen laut geworden, die einen engeren kulturellen Austausch zwischen dem alemannischen und dem romanischen Landesteil unverhohlen fordern, ja die soweit gehen, dem Begriff der Schweiz anstelle seines bisherigen vorwiegend politischen einen kulturellen Gehalt zu substituieren. Der Walliser Maurice Chappaz, eine der eigenwilligsten Gestalten und vielleicht das ursprünglichste künstlerische Talent in der welschen Literatur unserer Tage: «... je crois ... à une culture alémanique et à une culture romande, chacune bien distincte, tout en leur appartenant aussi, du cercle germanique, du cercle

français et j'aperçois, me semble-t-il, avec l'originalité propre de ces cultures, leur possibilité d'atteindre l'homme en profondeur ... Peut-être même que s'affirmera une culture que l'on pourra appeler suisse sans penser aussitôt à une artificielle fabrication de propagande. Et en même temps un peuple se créera ou revivra qui n'aura pas seulement un passeport valable et une bonne connaissance périmée dans la nouvelle civilisation. Dans ce sens, il faudrait aujourd'hui surtout que s'associent, se pénètrent et se comprennent ces deux âmes, l'alémanique et la romande.»

Wir haben mit dem Gesagten die beiden Elemente, die in der Schweiz kulturelle Koexistenz bestimmen, hinlänglich umschrieben: Pluralismus, bewusstes Festhalten an der Vielfalt, auch an der widersprüchlichen Vielfalt einerseits, Zusammenarbeit und Vermittlung zwischen dem Verschiedenen andererseits. Daraus entsteht sowohl Spannung als auch Einverständnis, und es entsteht das eine im andern. Wir können zusammenfassend als kennzeichnend schweizerische Form kultureller Koexistenz eine verständnisvolle oder eine verstehende Spannung fordern. Verstehende Spannung: das ist nichts anderes als was Jacob Burckhardt in bezug auf das geistige Leben Europas die *Discordia concors* genannt hat.

Fragen wir uns nun aber zum Schluss, auf welche Weise sich in der gegenwärtigen Literatur diese *Discordia* äussert. Denn wenn meine These, dass geistiges Leben in der Schweiz gleichbedeutend sei mit Pluralismus, nicht falsch ist, muss auch heute die Literatur in erster Linie diesen Sachverhalt spiegeln. Wenn wir die Verhältnisse etwas studieren – eine umfassende Untersuchung steht bis auf weiteres aus –, dann zeigt sich in der Tat etwa das Folgende: die neuere Literatur in der Deutschschweiz ist in erheblichem Masse politisiert oder, wie man sagt, engagiert; sie ist gesellschaftskritisch, kritisch überhaupt, Innerlichkeit ist nicht mehr gefragt, sie sucht nicht Schönheit, sondern Wirklichkeit, sie ist stark vom ausländischen, vor allem westdeutschen Modernismus beeinflusst und strebt in der sprachlichen Gestaltung nach Sachlichkeit und Präzision. In der Literatur der französischen Schweiz, und in geringerem Umfang gilt das wahrscheinlich auch von der italienischen Schweiz, sind die traditionellen Kräfte stärker; Begriffe wie Volk und Seele, die von den jüngeren Deutschschweizern mit Acht und Bann belegt werden, sind hier immer noch oder wieder zu künstlerischer Gestaltung fähig, und das Verhältnis zur Region, zur Landschaft, zur Heimat schlechthin ist für viele welsche Schriftsteller, anders als für ihre alemannischen Kollegen, nach wie vor von starken Gefühlswerten erfüllt. Abgesehen von wenig zahlreichen Ausnahmen bleibt die sprachliche Form dem Experiment wenig zugetan; der Roman trägt nicht selten fast klassische Züge, und die Lyrik spiegelt vorwiegend innere Ereignisse. Damit hängt schliesslich, wiederum im Gegensatz zur Deutschschweiz, eine gewisse Distanz zur französischen Literatur, mindestens zur Literatur von Paris, zusammen; man

sucht nicht so sehr das Internationale als das Westschweizerische, weniger die Welt als sich selber, weniger die Gesellschaft als das Individuum. Das bedeutet auch: man strebt nicht in erster Linie nach Zeitgenossenschaft, nach Aktualität und Modernität, sondern nach etwas elementar Menschlichem – bei Chappaz heisst es: «atteindre l'homme en profondeur».

Auf unsere literarische Gegenwart bezogen, wäre die Voraussetzung also durchaus vorhanden, kulturelle Koexistenz als ein dialektisches Verhältnis zwischen zwei möglichen Wahrheiten zu leben. Der Entwurf dazu ist fragmentarisch und vorläufig. Er darf es ruhig bleiben. Die Zwischenbilanzen können uns ziemlich lange beschäftigen. Etwa diese: dass die welsche Literatur von der deutschschweizerischen den Weg aus einer gehemmten Innerlichkeit zu gesellschaftlichem Engagement lernen könnte, und umgekehrt: dass man diesseits der Saane den Traditionsbruch der Nachkriegszeit überwindet und, wie in der romanischen Schweiz, Überlieferung wieder als Auftrag und Selbstprüfung verstehen lernt.

Eine Wahrheit, *die* Wahrheit, hat Kultur nicht zu verkünden. Es ist schon sehr viel, wenn sie ihrer eigenen Vielfalt innewird. Robert Musil, dessen Roman «Der Mann ohne Eigenschaften» unser Landsmann Philippe Jaccottet ins Französische übersetzt hat, skizzierte einmal als «Möglichkeiten der Neuordnung» unter anderem: «Die geschlossene Ideologie durch eine offene ersetzen.» Und: «den Geist nehmen, wie er ist; als etwas Quellendes, Blühendes, das zu keinen Resultaten kommt.» Wir können beide Möglichkeiten auf das Thema der kulturellen Koexistenz in der Schweiz beziehen, die «offene Ideologie» und den «Geist, der zu keinen Resultaten kommt». Wo die Resultate, oder doch das Schlussresultat, ausstehen, bleibt die Aufgabe bestehen, jener Begriff, den wir als einzigen nicht in Anführungszeichen setzen wollen. Das heisst: es bleibt selbst hier und jetzt noch alles zu tun, weil immer alles noch zu tun bleibt. Nehmen wir den Geist, wie er ist. Aber nehmen wir ihn. Lassen wir ihn nicht einschlafen.

Nach einer Maturitätsansprache, gehalten am 13. September 1969 am Gymnasium Thun.